

Eine Tugend ist die rechte Mitte zwischen zwei Lastern. Aristoteles | Sei ganz tolerant oder gar nicht. Gehe den guten Weg oder den bösen. Für den Mittelweg bist du zu schwach. Heinrich Heine | Wenn man im Mittelpunkt einer Party stehen will, darf man nicht hingehen. Audrey Hepburn | Die Wahrheit liegt in der Mitte. Darnieder. Ulrich Erckenbrecht | In der Mitte glüht die Sprache. An den Rändern bilden sich dicke Bücher. Michael Richter | «Die Tugend in der Mitte», sagte der Teufel, und setzte sich zwischen zwei Juristen. Aus Dänemark | Die Köpfe mancher Menschen sind gebaut wie ihre Füße: vorne platt und in der Mitte hohl. August Pauly | So mag ich Frauenmode: Oben nichts, unten nichts und in der Mitte einen Hauch von Hohlsaum! Peter E. Schumacher | Die Mitte zwischem dem Urteil der Freunde und dem der Feinde ist das richtigste Urteil. Aus den Fliegenden Blättern | Zwei Knaben gingen durch das Korn, der eine hint' der andre vorn, doch es ging keiner in der Mitte. Man sieht daraus, es fehlt der dritte. Spruchgedicht | Jede Geschichte hat einen Anfang, eine Mitte und ein Ende, aber nicht unbedingt in dieser Reihenfolge. Jean-Luc Godard | Die Gerechtigkeit ist also eine Mitte, freilich nicht auf dieselbe Art wie die übrigen Tugenden, sondern weil



10 JAHRE MITTE



sie die Mitte schafft. Die Ungerechtigkeit dagegen schafft die Extreme. Aristoteles | In Gefahr und grösser Not bringt der Mittelweg den Tod. Alexander Kluge | Nur der Mittelmässige ist ständig in Bestform. William Somerset Maugham | So lenkt ein Irrwisch unsre Schritte, und erst in unsers Lebens Mitte, steckt die Vernunft ihr Lämpchen an. Gottlieb Konrad Pfeffel | Schicksal ist auch nur ein Wort ohne x in der Mitte. Unbekannt | Der »Verlust der Mitte« ist ein Blödsinn. Zuerst kommen doch die Enden dran. Fritz P. Rinnhofer | «Wo liegt die Wahrheit?», fragte der Philosoph. «Rein statistisch liegt sie in der Mitte», antwortete der Statistiker, «aber ich glaube schon lange keinen Statistiken mehr.» Wolfgang J. Reus | Was ist denn schliesslich der Mensch in der Natur? Ein Nichts im Hinblick auf das Unendliche, ein All im Hinblick auf das Nichts, eine Mitte zwischen dem Nichts und dem All, unendlich weit davon entfernt, die Extreme zu begreifen. Blaise Pascal | Ein lebender Gedanke ist einer, der zum Mittelpunkt einer augenblicklichen Kristallisation unseres ganzen Wesens zu werden scheint. Robert Musil | In Geldsachen, im Geben wie im Nehmen, ist die Mitte Freigebigkeit ... Aristoteles

10 JAHRE MITTE

Eine Bestandesaufnahme



INHALT

- | | |
|-----|--|
| 2 | Vom Zentrum in die Mitte <i>Urs Dietler</i> |
| 3–6 | Mehr als ein Kaffeehaus!? <i>Alfred Schlienger</i> |
| 6 | Statements von MieterInnen |
| 7 | Utopie ist Teil der Realität <i>Ueli Mäder</i> |
| 8 | Das GE <i>Sibylle und Michael Birkenmeier</i> |

EDITORIAL

Vor zehn Jahren, am 8. April 1999, wurden die beiden Bars Fumare/Nonfumare eröffnet und markierten den offiziellen Start des Unternehmens Mitte. Begonnen hatte alles ein Jahr früher, als drei junge Männer mit reicher Erfahrung in kreativer Zwischennutzung von Gebäuden auf den ehemaligen Hauptsitz der Schweizerischen Volksbank aufmerksam gemacht wurden. Dass das solide Haus mit Baujahr 1912 erworben und sukzessive umgenutzt werden konnte – dazu haben viele beigetragen, die sich einen lebendigen, innovativen Treffpunkt und Arbeitsort mitten in der Stadt wünschten. Was ist aus der ursprünglichen Idee geworden, wie hat sich das Haus entwickelt, wo steht es heute? Die ProgrammZeitung, selber seit neun Jahren eingemietet, hat diese erste Dekade mit grossem Interesse verfolgt und widmet der Mitte eine mit Herzblut verfasste Bestandesaufnahme. Sie zeigt neben zahlreichem Glückten auch Gefährdungen und zieht Schlüsse, die zu mehr Auseinandersetzung anregen möchten.

Vor dem Hauptartikel, der zu einem Parcours durch den Mikrokosmos Mitte einlädt, kreist eine philosophische Betrachtung um den Begriff ‹Mitte›. Zwei weitere Texte befassen sich mit einer Idee, der das Haus viel Raum gewährt: das bedingungslose Grundeinkommen. Der eine Beitrag schildert aus soziologischer Sicht dessen Problematik und Alternativen, der andere spiegelt den Kampf mit einem Thema, das ans Lebendige geht.

Jubiläums-Statements von einem Teil der MieterInnen und eine wilde Auswahl von Zitaten zum Mitte-Begriff im Bildteil runden die Beiträge ab. Die Fotos mögen weitere Einblicke in einen einzigartigen Betrieb geben, der so sperrig wie spannend ist.

Dagmar Brunner

Impressum

10 Jahre Mitte – Eine Bestandesaufnahme
Mit exklusiven Text- und Bildbeiträgen
Herausgeberin: ProgrammZeitung Verlags AG
Redaktionsleitung: Dagmar Brunner
Redaktionelle Mitarbeit: Christopher Zimmer
Fotos: Ute Schendel
Gestaltung: Urs Dillier
Druck: Schwabe AG, Muttenz
Beilage zur ProgrammZeitung Nr. 239, April 2009
Auflage 6000, davon 1000 Separatdrucke
Mit grosszügiger Unterstützung durch Stiftung Edith Maryon, Basel,
und Freie Gemeinschaftsbank, Basel



VOM ZENTRUM IN DIE MITTE

Eine philosophische Betrachtung



Die wenigsten werden es mit Walter Benjamin halten, der es als veritable Kunst betrachtete, sich in einer Stadt zu verirren. Wohl eher werden wir früher oder später das suchen, worauf uns Wegweiser aufmerksam machen: das *Zentrum*. Es geht eine natürliche Anziehungskraft aus von diesem Ort, an dem angekommen wir erst eine Stadt zu kennen glauben. Zentrale Gebäude finden sich dort, das Rathaus, die Kathedrale, ein grosser, repräsentativer Platz, und wer immer etwas auf sich hält oder zur Geltung kommen möchte, sucht die Nähe des Zentrums: Banken, Restaurants, Konditoreien, Warenhäuser. Die hier stattfindende Verdichtung an geschichtlicher Aura, Geschäftigkeit, Prominenz und Publikum vermittelt ein Gefühl von Wichtigkeit, als ob man hier nicht nur im Zentrum der Stadt, sondern auch etwas näher bei sich verweilen würde.

Auch wenn es jeweils nicht leicht fällt, dieses Zentrum genau zu lokalisieren – ist das in Basel nun die Schifflände, der Marktplatz, das Käppelijoch auf der Mittleren Brücke? –, brauchen die meisten Städte doch keinen am Boden aufgemalten Fixpunkt, um darauf zu verweisen. Fragt man Einheimische, antworten sie meist mit einem «Ja, etwa hier in der Gegend». Manche freilich haben für sich schon längst einen anderen Schwerpunkt der Stadt entdeckt, in Basel etwa die Pfalz und das Münster, eine bestimmte Stelle vor der Martinskirche, den achteckigen Brunnen im Hinterhof. Solche Orte weisen sich weniger als ein geometrisch auszumachendes Zentrum aus, sondern vielmehr als Orte einer gewissen – oft numinosen – Qualität, Orte, die in Stille getaucht sind. Historiker verweisen dabei gerne auf ein geschichtsträchtiges Ereignis, Geomantinnen und Fengshui-Fachleute auf die Kräfte der Erde, andere auf ihr untrügliches Gefühl, das sie gleichsam schlafwandlerisch immer wieder zu diesem Ort führe (ja, hier ist es). Begrifflich nähert man sich dieser Qualität präziser mit einem Wort, das mehr umfasst als die geometrische Ortsbestimmung: dem Wort *Mitte*.

Die rechte Mitte finden Bereits der griechische Philosoph Aristoteles, der an Präzision bezüglich Begriffsbestimmungen für 2000 Jahre Massstäbe setzte, unterschied *kentron* (Zentrum) deutlich von *meson* (Mitte). Während *kentron* als Mittelpunkt eines Kreises oder einer Kugel bezeichnet wird, fördert *meson* weiter reichende Bedeutungen zu Tage. Er unterscheidet damit das geometrische Zentrum von demjenigen, das der Natur oder Sache gemäss zentral ist. So wird das Zentrum der bei Aristoteles kugelförmigen Welt mehrheitlich mit *meson* und nur selten als *kentron* bezeichnet – ein

Zentrum, das für ihn auch nicht die Erde, sondern der Himmel (*ouranus*) einnimmt.

Der offene Begriff der *Mitte*, das *Mittlere* (*meson*) kommt in der aristotelischen Philosophie in den verschiedensten Schriften vor, so in den naturphilosophischen, den physiologischen, vor allem aber den logischen und den ethischen. Gerade die Art und Weise, wie Aristoteles *Mitte* im ethischen Bereich fasst, vermag uns heute diesen Begriff hilfreich aufzuschlüsseln. Die Mitte erscheint hier als eine bestimmte Verhaltensweise im Zusammenhang der aristotelischen Tugendlehre. Diese kann – genau betrachtet – die Betulichkeit, die dem Begriff Tugend in unseren (nach)postmodernen Zeiten anhaftet, durchaus auflösen, handelt es sich doch einfach darum, mit bestimmten – oft durch Leidenschaft (*pathos*) beeinflussten – Situationen differenziert und angemessen umzugehen. Dabei gilt es, in einer durch Vernunft und Klugheit bestimmten Entscheidung die rechte Mitte zu finden.

Aus der Mitte heraus handeln Interessant ist, dass es für Aristoteles wohl darum geht, die Extreme zu vermeiden – also in bezug auf die Tugend der Tapferkeit die Tollkühnheit einerseits und die Feigheit andererseits – aber vielmehr auch darum, dass es sich hier um keine arithmetisch oder absolut zu bestimmende Mitte handelt. Im Kontinuum der Leidenschaften ist für jede Situation und jeden Handelnden ein einmaliges, individuelles Mass zu finden; es handelt sich um eine Mitte «für uns» (*pros hēmas*) in einer je konkreten Situation. Wie so oft beim Rückgriff auf die Begriffsbestimmungen der alten Griechen, kommt einem das doch merkwürdig aktuell vor. Dieser Mitte-Begriff ist individualisiert und dynamisch zugleich, und aristotelische Begriffe wie Besonnenheit, Freigebigkeit, Grossgesinntheit, Gerechtigkeit, ja Weisheit präsentieren sich in neuem Licht.

So gesehen erscheint die Mitte als Parteiprogramm zumindest problematisch, und man kann verstehen, dass die kritisierte Lauheit der Mitte (deine Rede sei ja, ja, nein, nein) das Resultat eines Missverständnisses ist. Hier ist kein Ausruhen und kein sich Abstützen auf andere, hier ist auch kein Ausweichen vor starken Emotionen oder Entscheiden. Diese Mitte ist weniger ein Ort als ein *Geschehen* aus der Mitte heraus, welche sich letztlich in jedem von uns befindet. Auch wenn wir uns bei Verhandlungen in der «Mitte treffen», es gelingt nicht ohne dass – wenigstens – Einzelne ihre Mitte gefunden haben. Urs Dietler

Urs Dietler ist 1950 in Basel geboren, hat in Fribourg Philosophie und Mathematik studiert und arbeitet als Herausgeber im Rudolf Steiner Archiv, Dornach.

MEHR ALS EIN KAFFEEHAUS!?

10 Fragen und ein paar Antworten zu 10 Jahren Unternehmen Mitte



Kein Zweifel, «die Mitte» ist ein Phänomen. Ein Treffpunkt von hohem Bekanntheitsgrad. Ein gesellschaftliches Experiment, an dem ganz viele Menschen beteiligt waren und sind. Zum Jubiläum hat sich die ProgrammZeitung, selbst Mieterin in der Mitte, breit umgehört und lädt zu einem vielfältigen, spannungsvollen und durchaus widersprüchlichen Parcours durch zehn Jahre Mitte-Erfahrung ein.

1. Warum ist die Mitte ein echter Glücksfall? Wo gibt es das sonst? Einen Ort, mitten in der Stadt, wo man hingehen, stundenlang sitzen, lesen, schauen und Kaffee trinken kann – aber nicht muss. Einen schönen Ort ohne Konsumationszwang. Wo ich meinen Laptop oder meinen Kinderwagen parkieren kann. Wo ich mit ganzen Gruppen Platz finde – oder manchmal eben auch nicht, weil es inzwischen ein so beliebter Treffpunkt ist. Wo manchmal gesungen und manchmal getanzt, philosophiert, geschäkert und immer viel geplaudert wird. Ja, die Mitte ist ein Glücksfall für Junge und auch für Ältere. Die einen lieben die Grosszügigkeit der Halle, die andern den Schaufensterblick aus den Bars Fumare/Non Fumare. Und welch ein Standortvorteil! Es ist praktisch unmöglich, durch die Basler Innenstadt zu gehen und nicht an der Mitte vorbeizukommen.

Die Mitte ist wohl europaweit ein Unikum. In andern Städten findet man diese Art von alternativ geführten Häusern höchstens an peripheren Lagen. Der Betrieb hat sich in den letzten Jahren auch deutlich professionalisiert. Vorbei die Zeiten, wo man im Sommer im Strassencafé länger als eine halbe Stunde auf seinen Cappuccino warten durfte. Und noch immer ist die Atmosphäre im Haus angenehm zwanglos, aber nicht formlos. Und: der Laden läuft. Mehr als tausend Leute kommen täglich in die ehemalige Bank und generieren einen durchschnittlichen Umsatz von 10 000 Franken, samstags bis 18 000 Franken. Am frühen Morgen ist es noch ganz ruhig in der Halle, am Kindernachmittag tobt der Bär, und am Samstagabend mutiert das Haus zur Kontaktbörse und ist fest in Teenie-Hand. So finden viele, was sie brauchen. Wenn das kein Glücksfall ist! – Schade ist eigentlich nur, dass wohl die meisten nicht wissen, dass die Mitte mehr ist – oder mehr sein könnte – als ein Kaffeehaus.

2. Wo liegen die Wurzeln? Die Vorgeschichte, die zur Mitte führte, würde ein Buch füllen, und bereits ranken sich die schönsten Legenden um die pränatalen Phasen des Hauses. Als gesichert darf gelten: Das Unternehmen Mitte ist ein Kind der Zwischen- und Umnutzungs-

Bewegung der Achtziger- und Neunzigerjahre und getragen von der Überzeugung, öffentliche Kultur- und Begegnungsorte zu schaffen, in denen es nicht um Profitmaximierung geht. Vom Gründungs-triumvirat hat jeder eigene Akzente gesetzt: Für Thomas Tschopp (48) liegt die Initialzündung ganz klar im Freiraum, den er in der Alten Stadtgärtnerei erlebt und mitgestaltet hat; Daniel Häni (43) be-tont mehr seine Affinität zur Gedankenbank, die er mitbegründet hat; Georg Hasler (39), inzwischen aus dem Unternehmen ausge-schieden, war der Mann mit den guten Kontakten zu verschiedenen Stiftungen. Von der Stadtgärtnerei führen die Spuren über Schlotter-beck, Bell, Zone, Warteck zur Villa Epoque, der letzten Zwischen-nutzungsstation vor dem Sprung in die Stadtmitte.

Und plötzlich hat man ein festes Haus. Die nomadisierenden Stadt-streicher sind sesshaft geworden. Sind sie dabei in Gefahr, die Idee des «pp», des «permanenten Provisoriums», des dauernden Wandels, der Verflüssigung allzu starrer Strukturen zu verraten? Die Medien waren schnell zur Hand mit der griffigen Formel «Vom Hausbesetzer zum Hausbesitzer». Daniel Häni wehrt mit beiden Händen ab. Er hat sich nie als Besetzer verstanden, sondern immer als «Hausbeleber». Im Gespräch verzichtet er bei jedem politischen Begriff das Gesicht – Politik ist für ihn das Gegenteil von Handeln. Und er versteht sich als Macher, als Unternehmer. Das Diskursive liegt ihm nicht. Er redet zwar gern, aber dann will er sagen, wo's langgeht. Glänzend ver-netzt, wirkt er dennoch oft etwas einsam. Etliche, die sich mit der Grundidee der Mitte eng verbunden fühlen, bedauern, dass die ope-rative Leitung des Hauses den öffentlichen Diskurs über die Entwick-lung des Unternehmens scheut.

3. Wer sind die Geldgeber? Zehn Millionen Franken kostete die ehe-malige Volksbank, als sie 1998 zum Verkauf stand. Ein Riesending, das alle Dimensionen bisheriger Projekte der Um- und Zwischen-nutzer-Szene sprengte. Es gehört zu den Anfangswundern der Mitte, dass es den drei Gründern gelang, diese Gelder locker zu machen. Wichtig war vor allem Georg Hasler, der bei der Alexander Stiftung tätig war und von dort zwei Millionen einbringen konnte. Ebenso be-deutsam war zweifellos, dass einige einflussreiche Basler Persönlichkeiten, wie Andreas Linn von der Christoph Merian Stiftung, Alicia Soiron, Cyrill Häring, Jakob Tschopp und Markus Ritter, die von der verrückten Idee fasziniert waren, für Vertrauen für die «drei jungen Spinner» warben. So kamen von einer Mäzenin drei Millionen zinslos



hinzu, und eine weitere Million von diversen GeldgeberInnen. Als Käuferin des Hauses trat schliesslich die anthroposophisch orientierte Edith Maryon Stiftung (EMS) auf, die 1,7 Millionen beisteuerte und 2,2 Millionen mit Hypotheken abdeckte.

Die Intentionen der Mitte-Gründer passten ideal zum Stiftungszweck der EMS, die sich im Immobilienbereich für soziale und kulturelle Projekte engagiert. Wie Christoph Langscheid, der Geschäftsführer der EMS, erklärt, ist es eines ihrer Ziele, nachhaltige Impulse für eine lebendige und vielfältige Stadt zu setzen, und da hat ihnen die Idee eines nichtkommerziellen Kultur- und Begegnungsortes sehr gefallen. Die Bilanz nach zehn Jahren sieht Langscheid überwiegend positiv. Konfliktfelder ergaben sich aus seiner Sicht vor allem in Bau- und Sicherheitsfragen sowie in der Kommunikation, da die Mitte-Leute manchmal wie Besitzer auftraten. Die Vertragsverlängerung für weitere zehn Jahre ging deshalb nicht so automatisch und selbstverständlich über die Bühne, wie sich das die Mitte vorgestellt hatte. Man hat sich jetzt auf einen Fünfjahresvertrag geeinigt, mit der Option auf eine Verlängerung um weitere fünf Jahre.

4. Wer wirkt sonst noch in der Mitte? Das Kaffeehaus ist in seinen oberen Etagen vor allem auch ein Bürohaus. Hier haben fast vierzig Betriebe ihre Arbeitsplätze. Den ganzen zweiten Stock hat die EMS an die Freie Gemeinschaftsbank vermietet, an die erste Alternativbank der Schweiz, die ihre gesamte Geschäftstätigkeit (Bilanzsumme 200 Millionen) nach ethisch-ökologischen Kriterien ausrichtet und Gewinnmaximierung als Prinzip ausdrücklich ausschliesst. Erst die Bank als Mieterin gab der EMS die nötige Sicherheit für den Kauf des ganzen Gebäudes. Die übrigen Betriebe sind Unternehmer der Unternehmen Mitte GmbH. Den dritten Stock teilen sich die Programm-Zeitung, der Filmverleih Cineworx, das Büro für Toleranzkultur, eine Schule für Steptanz, einige Web-Designer und diverse therapeutische Angebote. «Dass wir auch Menschen aus dem Gesundheits- und Körperbereich im Haus haben, ist mir sehr wichtig», betont Daniel Häni. Im Grossraumbüro im ersten Stock haben Mitarbeitende der Mitte selber ihre Arbeitsplätze sowie zahlreiche kleinere Betriebe aus Architektur, Informatik, Kulturmanagement, Medien, Reisen und Werbung. «Wir vermieten an Betriebe, die dem Planeten eher nützen als schaden», sagt Thomas Tschopp. Ab 300 Franken Miete pro Arbeitsplatz und Monat ist man dabei. So kommt eine anregende Vielfalt mit zahlreichen Vernetzungsmöglichkeiten zusammen.

5. Und wo, bitte, geht's zur Kultur? Die Mitte steht für einen weiten Kulturbegriff – mit einem deutlichen Akzent auf dem Selbermachen. Wer Bewegung liebt, steigt in den vierten Stock. Da gibt's im Langen Saal mit seinen wunderbaren Deckenbögen Yoga und Eurythmie, Qi Gong oder auch Malkurse mit KünstlerInnen. Und in der Halle im Parterre jeden Sonntagabend Salsa oder Tango. Wer sich (noch) nicht auf die Tanzfläche wagt, kann ja auch einfach nur zuschauen. Kein Mensch muss müssen. Die Kleinen steigen für die Märchenstunde in den Safe im Keller. Dort wird abends für die Grossen auch mal Improvisationsmusik, Film oder experimentelles Theater geboten. Im Salon und in den Séparés im ersten Stock kann man im Café Philo und am Jour fixe das Selberdenken und die Vernetzung pflegen, im Basler Männerpalaver z.B. seine «Erholungskompetenz» optimieren oder sich mit anderen schreibenden Frauen am Femscript-Schreibtisch Basel zum Austausch über Texte treffen. Und jeden dritten Donnerstag im Monat werden bei «Liebe und andere Dinge ...» Texte, Chansons und Kulinarisches serviert.

Das klingt vielseitig. Aber ist es genug für dieses grosse Haus, das die meisten wohl nur als Kaffeehaus wahrnehmen? Manche beklagen, mit fünf bis zehn Veranstaltungen pro Monat im Safe, im Salon, in den Séparés seien diese tollen Räume völlig unternutzt. Es fehle ein wirkliches Veranstaltungskonzept. Und nicht wenige fühlen sich schmählich abgewiesen mit den Ideen, die sie an die Mitte herantragen. Für Enno Schmidt, Hauptpromotor der «Initiative Grundeinkommen», nicht Mitglied der Mitte, aber häufiger Gast, ist genau das die Stärke des Hauses: «Das ist ein Kulturzentrum ohne Programm – das Programm sind die Menschen!» Er liebt das Freie, Offene, Grosszügige, und das müsse man auf Linie halten. Nicht durch ein Jekami, sondern durch eine kluge, zurückhaltende Auswahl.

6. Wie viel verdienen die Mitte-Manager? Selten hat man einen solchen Eiertanz erlebt wie bei den Mitte-Chefs, wenn man nach den Löhnen fragt, die sie sich selber zahlen. Das wird dann umschrieben mit «normal», «marktüblich», «ich arbeite rund um die Uhr». Der Einzige, der gelassen damit herausrückt, ist Benjamin Hohlmann, Chef der Gastronomie: 6000 Franken. Er bewohnt eine schöne Wohnung im zweiten Stock des Hauses. Aber Daniel Häni will nicht konkret werden, wenn man nach dem Mietzins fragt. Er sagt nur, es sei ihm doch mehr als 1000 Franken wert, dass der Wirt vor Ort wohnt. Häni



selber wohnt mit seiner Familie ebenfalls im Haus, mit unbekanntem Mietzins. Wie viel ist ihm das wohl selber wert?

Bereitwillig erteilt Rainer Senn Auskunft, der als Architekt und eine Art Senior-Berater ebenfalls zum Leitungsgremium gehört. 9000 Franken pro Monat zahlen sich die Gründerköpfe aus. Das ist eher mehr, als Chefs von vergleichbaren Kulturinstitutionen verdienen, die auch «rund um die Uhr arbeiten». Und: Wenn man das angemessen findet, warum kommuniziert man es dann nicht offen?

7. Wo bleiben die Kulturimpulse? Ein Kritiker, der der ursprünglichen Idee des «Unternehmens Mitte» sehr nahe steht, beschreibt die aktuelle Geschäftsidee so: «Unten hat's ein Kaffee, oben billige Wohnungen für die Chefs und dazwischen werden Büros vermietet.» Und er meint damit: Wo bleiben da die nachhaltigen Kulturimpulse, welche die Mitte erst zur ursprünglich intendierten Institution machen? Seit geraumer Zeit absorbiert die «Initiative Grundeinkommen» einiges an Energie der Mitte-Leitung. Diesebrisante Idee (mehr dazu S. 7/8) ist aber keine Aktivität der Mitte, und manche schütteln auch etwas den Kopf darüber, wie sich Daniel Häni auf allen Kanälen als «Mister Grundeinkommen» präsentiert. Die zentrale Figur der Initiative sei doch eigentlich Enno Schmidt.

Andere stören sich daran, dass das Kuratorium, das verglaste Séparé rechts hinter der Halle, aufgelöst wurde, wo verschiedene Kunstschaffende ihre Projekte und Aktionen präsentieren konnten. Für die Mitte-Leute stimmte Aufwand und Ertrag nicht mehr. Und sie sind fasziniert von einer neuen Idee: «Connect Café». Hier soll ein permanenter Raum entstehen, in dem sich junge Menschen, die selber aktiv werden wollen, weltweit vernetzen können. «Global denken, lokal handeln» heisst das Motto. Hier kann man erfahren, welche Projekte es schon gibt, wie man sinnvoll eine neue Initiative anreisst, wie man Gleichgesinnte findet. Zweifellos ein tolles Zukunftsprojekt.

8. Wo gibt es Verbesserungspotenzial? Die Mängelliste, wenn man sich breit umhört, ist lang. Die einfacheren Probleme sind die baulichen. Bei vollem Haus ist es vielen in der Halle zu laut. Da müsste man dringend etwas an der Akustik ändern. Andere verweisen darauf, dass die Lüftung vor allem am Wochenende nicht genüge und es bald muffig rieche. Vielleicht hilft da das neue Rauchverbot in der Halle. Da und dort lassen Renovationen auf sich warten, aber ins-

gesamt wird es sehr geschätzt, dass der Ort nicht durchdesignt ist. Etliche hätten gerne ein etwas breiteres kulinarisches Angebot, z.B. in Tapas-Form. «Alles schon probiert, das funktioniert hier nicht», beteuert die Leitung. Als Beleg wird die wenig durchdachte «Butterbrot-Aktion» angeführt, die tatsächlich floppte.

Schwieriger sind die kommunikativen Probleme. Fast alle, die mit der Mitte zu tun haben, betonen, wie harzig und unangenehm es sei, mit der Geschäftsleitung zu verhandeln. Es wird durchaus anerkannt, dass Daniel Häni ein initiativer und origineller Kopf sei, aber man vermisst bei ihm den Willen, mit anderen wirklich zusammenzuarbeiten. «Daniel ist ein Liebender, nicht ein Versthender», charakterisiert ihn einer. Er habe offensichtlich ein Machtproblem. «Er bemüht sich zwar, mit Menschen, die anderer Meinung sind, auf gleicher Augenhöhe zu verkehren, aber er kann es einfach nicht», sagt ein Nahestehender. Andere bringen es so plastisch wie drastisch auf den Punkt: «Er predigt Wasser und trinkt selber Wein», und: «Er ist der Kopf des Ganzen, aber manchmal möchte man ihm diesen Kopf am liebsten abschlagen.» Hänis Dominanz ist jedenfalls unübersehbar, und die meisten GesprächspartnerInnen scheinen sich an seiner Person zu reiben.

9. Was könnte das Unternehmen Mitte gefährden? Einerseits: Der Umgang mit den MieterInnen, der von vielen als höchst unprofessionell beklagt wird. Für die Freie Gemeinschaftsbank ist die Schmerzgrenze schon lange überschritten, sie schaut sich, auch längerfristig, nach Alternativen um. Wenn dieser wichtigste Mieter aussteigt, könnte es durchaus fraglich werden, ob die Hausbesitzerin EMS weiterhin mit der gegenwärtigen Mitte-Leitung kutschieren möchte.

Andererseits: Eine Weiterführung der aktuellen Abschottungspolitik. Mehrfach wird betont, dass sich Daniel Häni nach dem Abgang guter Leute nur noch mit Menschen umgibt, die ihm nicht widersprechen. Konfrontiert mit solcher Kritik und der Forderung nach mehr Transparenz und Kontrolle durch Aufsichtsorgane, vereist das Gespräch augenblicklich.

Last, but not least: Wenn die Mitte keine neuen Visionen entwickelt und dieses Ideen-Potenzial nicht offener und öffentlicher diskutiert und verbreitet. Denn das ist ja die konkrete Utopie dieses öffentlichen Begegnungsraumes. Sonst, meint einer lakonisch, stirbt die Mitte den schaumigen Latte-macchiato-Tod.



Zehntens: Wie weiter? Die Mitte ist ein Juwel, um das viele Basel beenden. Zu Recht. Man muss zu ihm Sorge tragen. Die Mittel, die das Unternehmen Mitte ermöglichen, sind gebunden an die Idee eines diskursfreudigen, offenen, vielfältige Interessen integrierenden und nicht kommerziellen Begegnungs- und Kulturaumes. Einmischung muss an einem solchen Ort erwünscht sein. Transparenz, Kontrolle, Diskussion, Öffnung dürfen nicht länger Schreckworte sein für die Leitung. In den letzten Jahren sind alle Foren, die über den engsten Kreis der Unternehmensleitung hinaus das Gespräch ermöglicht haben, abgeschafft worden. Weder Mieter noch Träger werden zu aktiver Mitgestaltung eingeladen. Welch ein Unterschied zu den lebendigen und wilden Wurzeln, aus denen die Mitte entstanden ist. Mehrfach wird der Eindruck formuliert, eine Kreatividee verkomme zur Klüngelwirtschaft, es fehlten die öffentlichen Impulse, man habe es sich im Nest bequem gemacht.

Zum Jubiläum baut sich die Mitte einen Turm vors Haus. Von der Spitze aus soll das Publikum den Blick über die Altstadtdächer geniessen. Man könnte die Visionen auch nach innen richten. Vielleicht wäre es sinnvoller, den Blick in die eigenen Bücher zu öffnen und alle zum Mitdenken einzuladen, wie es die nächsten zehn Jahre weitergehen könnte.

Alfred Schlienger

Mitarbeit Recherchen: Dagmar Brunner

STATEMENTS VON MIETERINNEN

Mitte ist Zone, beides nicht ohne. Alex Silber, Künstler
Wer überm Glasdach sitzt, soll nicht mit Steinen werfen. Veronika Sellier, L'arc – Littérature et atelier de réflexion contemporaine | **Versuch mal, dein Büro zu erreichen, ohne über einen Freund zu stolpern, der mit dir Kaffee trinkt.** Dominik Heeb,

Trigonella GmbH, Informatikdienstleistungen | **Ich bewundern, wie die Mitte es geschafft hat, 10 Jahre lang angesagt zu bleiben. Meine MitarbeiterInnen und ich sind seit neun Jahren hier im ersten Stock eingemietet. Sowohl wir, als auch unsere Kunden kommen gerne hierher um zu denken, zu kommunizieren, sich auszutauschen und um kreativ zu arbeiten.** Peter Hummel, platform-c AG, Agentur für Kommunikation die begeistert | **Gestepppt wird im Tanzwerk, MITTEndrin wird organisiert!** tanzwerk, die Schule für Steptanz Wer seine Mitte kennt, kann zu neuen Ufern aufbrechen. Pascal Trächslin, cineworx GmbH | **Ein Ort der absichtslosen oder gestalteten Begegnung durch diverse kulturelle Aktivitäten. Ohne Konsumzwang, einmalig, ich kenne auch in Paris etc. nichts Ähnliches. Unter anderem eine „Öffentliche Wohnstube“ (nach Daniel Häni).** Als frühere Mitbegründerin eine Freude zu sehen, wie das lebt. Wo alle aus ihrer Mitte heraus interdisziplinär-interkulturell Raum zum Dialog finden können inmitten der Stadt. Claire Niggli, Basel/Paris

UTOPIE IST TEIL DER REALITÄT

Grundeinkommen



Eine alte Idee lebt neu auf. Der Staat garantiert allen Menschen ein Grundeinkommen. Der Vorschlag gewinnt im Kontext der Finanzkrise an Brisanz. Die Debatten beziehen sich auf verschiedene Varianten. Sie kritisieren alle zu Recht die einseitige Erwerbsorientierung und plädieren dafür, Arbeit und Einkommen voneinander zu entkoppeln.

Rigoros ist die Variante, allen Menschen – Jung und Alt – ein bedingungsloses Grundeinkommen zu gewähren. Sie bewegt viele Gemüter. Nehmen wir einmal an, dass zumindest alle Erwachsenen, die in der Schweiz leben, 1500 Franken im Monat erhalten. Das kostet rund 100 Milliarden Franken. Die Sozialleistungen sind heute 20 Milliarden Franken teurer. So ein Grundeinkommen wäre für den Staatshaushalt relativ günstig. Und wir könnten damit die Miete bezahlen, Bücher kaufen oder Lotto spielen. Die Reichen benötigen allerdings kein solches Grundeinkommen, und den Armen reicht es nicht aus. Deshalb sind Alternativen gefragt. Auch weil nach gängiger Vorstellung eine Konsumsteuer das bedingungslose Grundeinkommen finanzieren soll. Sie würde hohe Einkommen und Vermögen entlasten, statt progressiv zur Kasse zu bitten.

Negative Einkommenssteuer Der Ökonom Milton Friedman schlug schon vor einem halben Jahrhundert in den USA vor, eine negative Einkommenssteuer einzuführen. Diese Idee ist ebenfalls einfach: Der Staat garantiert allen Haushalten ein Einkommen von beispielsweise 3000 Franken. Erzielt eine alleinerziehende Mutter einen Lohn von 2000 Franken, erhält sie zusätzlich nicht 1000, sondern 1500 Franken, damit ein Anreiz zur Arbeit besteht. Wer selbst mehr als 6000 Franken verdient, zahlt von diesem Betrag an Steuern für jene, die weniger verdienen. Die Umverteilung kommt unbürokratisch über die Steuererklärung zustande. Die negative Einkommenssteuer ersetzt alle Sozialversicherungen und kostet mit dem erwähnten Ansatz etwa halb so viel wie die heutige soziale Sicherheit. Etliche Unternehmen finden das super. So lassen sich die Produktivität und Gewinne steigern. Neue Technologien ersetzen menschliche Arbeitskräfte. Die vorgeschlagene negative Einkommenssteuer deckt jedoch nur einen Teil der Auslagen von Familien. Sie unterläuft das Existenzminimum und die von sozialen Bewegungen erkämpfte soziale Sicherheit. Deshalb sind weitere Alternativen gefragt.

Ergänzungsleistungen In der Schweiz haben wir ein relativ gutes System der sozialen Sicherheit, das jedoch mit dem raschen Wandel

der Lebensformen nicht Schritt hält. Es orientiert sich an traditionellen Familien und Arbeitsbiografien, die je länger desto weniger zu treffen. Darunter leiden vor allem Arbeitslose und Alleinerziehende. Alte und behinderte Menschen haben es in einer Hinsicht besser: Reichen ihre Renten nicht aus, erhalten sie Ergänzungsleistungen. Eine Einzelperson kommt nach Abzug der Ausgaben für Wohnen und Gesundheit auf 1500 Franken im Monat. Ich schlage vor, in einem ersten Schritt diese Ergänzungsleistungen als Grundeinkommen allen weiteren Haushalten zu bezahlen, die über zu wenig Einkommen verfügen. Dazu gehören vor allem Familien mit Kindern. Der gezielte Ausbau der Ergänzungsleistungen kostet etwa vier Milliarden Franken. Er lässt sich mit einem Steuerpromille der Vermögen auf Schweizer Banken finanzieren.

Aufbruch Bei allen Varianten eines Grundeinkommens stellt sich die Frage: Wer will dann überhaupt noch malochen und „Dreckarbeit“ verrichten? Nun, 1200 Millionen Jugendliche drängen im nächsten Vierteljahrhundert auf den internationalen Arbeitsmarkt. Alle suchen einen Job. Die Schweiz hat zudem eine hohe Erwerbsquote. Und die Lohnarbeit einen grossen Stellenwert. Sie vermittelt Selbstwert. Mit und ohne Grundeinkommen. Das Grundeinkommen wertet die „Dreckarbeit“ auf. Sie müsste dank garantierter Existenzsicherung besser verteilt und bezahlt werden. Ein Grundeinkommen darf aber nicht dazu verleiten, die Löhne tief zu halten und die Preise anzuheben. Sonst bezahlt einfach die öffentliche Hand die Differenz. So hat auch die gute Idee eines Grundeinkommens ihre Tücken. Sie dynamisiert jedoch die Debatten über die soziale Sicherheit. Das ist schon viel. Hinzu kommt: Wer nur an die Arbeit denkt, zahlt einen hohen Preis. Es gibt Väter, die vor lauter Arbeitsstress ihre Kinder vergessen. Mehr Gelassenheit kann uns ab und zu auch fragen lassen: Wozu das alles? Ein Grundeinkommen hilft, die Sinnfrage mehr in den Alltag zu integrieren. Es vermittelt Rückhalt, Neues auszuprobieren. Wesentlich ist die garantierter Existenzsicherung. Zudem der Aufbruch, den die wichtige Debatte auslöst. Sie eröffnet neue Horizonte. Ganz im Sinne des 1968er-Slogans: *Soyez réalistes, demandez l'impossible*. Oder anders ausgedrückt: Die Utopie ist ein Teil der Realität. *Ueli Mäder*

Ueli Mäder, geb. 1951, hat Soziologie, Psychologie und Philosophie studiert. Er ist Professor für Soziologie an der Universität Basel und an der Hochschule für Soziale Arbeit und hat u.a. das Buch *Für eine solidarische Gesellschaft* (Rotpunktverlag, Zürich) verfasst.



Das gegenwärtige Platzen von Finanzblasen, das Zusammenkrachen von Institutionen weltweit ist ein heftiges Geräusch, das uns seit Monaten mit einem Crescendo begleitet. Es liegt als ständige Begleitmusik in unseren Ohren, schrill wie im Krimi, ja eigentlich fühlen wir uns als Kleinverdiener ohne Geldanlagen wie Statisten in einem grossen Krimi. Ein Krimi der besonderen Sorte: Die Kriminalität ist hier legal und wird jetzt auch noch hoch gesponsert vom Staat. Es ist nur folgerichtig, dass die Story mit den Boni sich unverfroren fortsetzt. Das Geld fliesst ruhig weiter in die Richtung, wo der Motor sitzt, den die Gier der Zocker am Laufen hält. Das Gefühl, wir sind im falschen Film, lässt uns nicht mehr los. Nebst den Tränen um verlorenes Kapital wird auch gelacht – Schadenfreude, und die Genugtuung, dass es nun auch den Vielhabenden ein wenig schlecht geht, ist so gross, dass in England die Selbstdmordrate um fünfzig Prozent sinkt. Hier in Basel gesellen sich zum schrillen Krimiton eifriges Geflüster, ja euphorische Zwischenrufe aus der Mitte: Die Zeit ist reif für unsere Lösung, jetzt muss es kommen, das Grundeinkommen, das GE!!! Auch an der Uni, bei uns und in vielen anderen Wohnstuben und Ateliers wird nächtelang diskutiert, nüchtern und heiss und endlos und weltumfassend und überhaupt ... GE now! Die Psychotherapeutin von nebenan seufzt nur tief auf und sagt: «Das Gefühl von Stress und Sinnlosigkeit, die Lebensangst hat mit der kleinen Sicherheit durch Geld nichts zu tun.» Und fügt nachdenklich an: «GE warum nicht? Aber es löst in meinen Augen gar nichts!»

Ganz anders die Stimmung bei den feurigen GE-Fans: Da sitzen in merkwürdiger Allianz Spitzenverdiener aus Wirtschaft und Politik mit kreativen Habenichtsen zusammen und planen die Lösung: die Überlebensrente für alle. Das ermöglicht Entspannung, Stress- und Angstfreiheit, soziales Füreinander und vor allem ein neues Verhältnis zur Arbeit. Durch dieses Geld wird endlich das soziale Potenzial des Menschen frei! Nachgefragt zeigt sich: Die finanzmächtigen Idealisten haben sich ausgerechnet, dass sie nur mit GE ungestört auf dem bisherigen Level weiter wirtschaften und globalisieren können. Die anderen, Ohnmächtigen, hoffen, dass das Gezappel um jeden Franken durch dieses bisschen Überlebensgeld mal aufhört und dass dies nicht nur sie selber glücklich macht, sondern alle andern auch –, auch die vielen ganz Anderen ...

Optimal verteilen statt optimal absahnen Seit Jahren hören wir mit gespitzten Ohren in Zukunftsrunden über wirtschaftliche Lösungen hinein. Und konstatieren: Geld, so wie es jetzt zirkuliert, ist zum rei-

nen Suchtmittel verkommen; für die Einen der Schuss Allmacht, den sie als Lebenskick brauchen, für die Andern eine Art Methadonprogramm, das ihren Versorgungswunsch ruhig stellt. So sind dann alle versorgt, dorthin, wo sie Staat und Wirtschaft bei ihren kriminellen Raubzügen nicht mehr stören.

Um es mal unverhüllt zu sagen: Das über unseren Köpfen zirkulierende und in wenigen Händen versammelte Geld muss zurückgeführt werden an all die Orte, wo gearbeitet wird, wo es Leben schafft. Das heisst: Börse abschaffen, Höchsteinkommen und Höchstbesitz festlegen, und nicht allen dasselbe, sondern jedem das, was er braucht. Es soll die Börse der guten Ideen entstehen, und die Bedürfnisse sollen ins Gespräch kommen. Kurz: Nicht wir alle sollen versorgt werden, sondern das Geld soll dort hinkommen, wo es hingehört. Wir holen selber die Mittel ab für unsere Bedürfnisse und Ideen (we go for it), und wir stehen dazu. Yes we can!

Zum Beispiel stehen wir in der nun umgebauten Bank, im Schweizer Bitt- und Dankverein in der Aeschenvorstadt, oder in Zürich am Paradeplatz im Fine Angels Institute vor dem frisch ausgenüchterten Exmilliardär Mister Reichenstein, der nun auf einem ganz anderen Tripp ist: optimal verteilen, statt optimal absahnen. So, nun ist es raus: Das Geld muss vom «Geld-wie-Heu-Boden» runterkommen, und wenn es dann da ist, wird nicht mehr nur über Geld geredet werden müssen, sondern endlich über die vielen angestauten Ideen, die jetzt noch immer in den Schubladen verschimmeln. Sie sehen, wir sind für ein bedingungsloses Einkommen, wenn es gebraucht wird und jeder für sein eigenes Mass einstehen kann.

Geld selber bewirkt nichts, macht aber vieles möglich. Deshalb muss es vorhanden sein, es soll nicht regelmässig tropfen, sondern gesund fliessen, in alle Richtungen. So generiert es auch wieder neues Geld, nicht indem es Haufen bildet, sondern durch Verwirklichung von Ideen, indem es Prozesse von und für Menschen ermöglicht. Zugegeben, das ist viel verlangt, und einstweilen genug für heute. *Sibylle und Michael Birkenmeier*

Sibylle Birkenmeier Vogt (1954) ist Schauspielerin und Pantomimin. Michael Birkenmeier (1956) ist Pianist und Schauspieler sowie Komponist und Texter ihrer Produktionen. Seit 25 Jahren treten die Basler Geschwister solistisch und als Kabarett-Duo auf und erhielten zahlreiche Preise; zudem bieten sie u.a. Programme für soziale und Bildungseinrichtungen an. Während sieben Jahren spielten sie im Trio mit Felicitas Vogt, die 2008 starb.

